

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

25) Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Reuter.

14.

Am nächsten Morgen bewilligte der Gelehrte alle Forderungen Elamins. Vom Morgen bis zur Vesper klapperten die Talaris auf den Fliesen des Hofes. Dann schlachtete man ein Lamm und tauschte, während man sich mit dem noch warmen Blute besprengte, Treuschwüre und Bruderküsse aus. Und als am Firmamente der erste Stern aufglänzte, zog Elias mit bräunlich gefärbtem Antlitz und bis zur Unkenntlichkeit verummumt mit ihnen.

Als sie außerhalb der Mauern waren, trennte er sich von ihnen und galoppierte nach Bethlehem, um Frau und Kind zum Abschied zu umarmen; er holte sie aber bereits wieder im Feuertale ein, wo sie hinter den mit Säften beladenen Kamelen ernst und schweigend einherritten.

In einer der hellen Säften schlummerte Istar. Und in dieser gespenstischen Nacht, in dieser biblischen Wüste, in diesem Lande Siddim glaubte Elias, von einer vor ihm schwankenden Lichtsäule geleitet, wie einst die Kinder Israels dem Gelobten Lande, dem Kanaan seiner Wünsche entgegenzuziehen.

Volle drei Monate berauschte er sich an der unbegrenzten Weite.

Er durchstreifte Berge, wiederhallend wie Tempel und Syrten, beweglich wie das Meer. Ueber ihm breitete sich ein Himmel aus fahl und düster wie eine Sandwüste, und er ritt auf Luftspiegelungen zu, die sich im Himmelblau gebadet zu haben schienen. Der Zipfel seines Mantels warf in dieser Einsamkeit den einzigen Schatten; und auf das Wiehern seines Pferdes gaben allein die Gäfte der Totengrüfte Antwort.

Oft lag er, seine Wange an Istars Knie gelehnt, träumend in der Nähe eines Quells oder Myrrhengebüsches. Sie kühlte dann seine Stirn mit Schilfzweigen, die sie in die Quelle getaucht hatte und sang dazu fremdartige, klagende Weisen. In der Ferne weinte eine Hirtenflöte, ein Geier zog in langsam ruhigem Fluge seine Straße, und aus den Rüstern der im duftigen Kraute grasenden Dromedare stiegen kleine Wölkchen empor. Elias Körper badete sich in Duft, seine Augen in Licht, seine Seele in Harmonie; zum ersten Male glaubte er seine wahre Bestimmung erfasst zu haben und ganz der menschlichen Natur gemäß zu leben.

Die Beni Hameidis liebten ihn. Er entzückte sie durch seine wunderbare Phantasie und seine Herzengüte. Den Männern erzählte er Legenden und Fabeln, wenn die Wachtfeuer knisterten und die Eulen schrien. Und den Frauen schenkte er Amulette und Arzneien gegen die Krankheiten ihrer Kinder. Man hielt ihn für einen Hakim (Arzt), für einen Pflanzensucher und harmlosen Zauberer.

Wenn aber nachts der Stamm in tiefem Schlummer lag, zog Elias in Elamins Begleitung kreuz und quer durch Moab. Wenn sie so in ihren weißen Gewändern um die Totenstädte strichen und in die Grabmäler eindringen, sahen sie selbst wie Schatten aus, welche den Tod in seiner Ruhe störten.

Elias richtete sich das Gesicht an den Dornen blutig und schürfte sich die Knie am spitzen Gestein ab. Auch setzte er sich dem Biß giftiger Reptilien und dem Ueberfall durch wilde Tiere aus. Er lief Gefahr, lebendig begraben, zwischen ein paar Blöcken eingeklemmt oder von seinem Gefährten im Stich gelassen zu werden. Dabei lernte er auch alle Kämpfe mit der Furcht und der Dunkelheit kennen, die plötzlichen Anfälle von Hallucinationen, das ängstliche Aufhorchen und zum Schluß die Verzweiflung über gescheiterte Unternehmungen und fruchtlose Anstrengungen. Ueber eine zerbrochene Stele konnte er außer sich geraten und über das Verlöschen eines Lichtes vor Wut weinen. Oft hatte er zur Anfeuchtung des

Fließpapieres beim Abklatsch einer Inschrift keine andere Flüssigkeit als seinen eigenen Speichel.

Dafür lernte er aber auch den erhebenden Stolz desjenigen kennen, der aus wenigen Worten die Geschichte eines ganzen Volkes wieder aufbaut und mit seinem Hauche die Seele einer ganzen Rasse wieder belebt.

Denn es sah aus, als ob diese heidnische Erde ihm die ihr entgegengebrachte Liebe wieder vergelten wolle; trotz aller Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, krönte fast jeden Tag ein Erfolg seine Anstrengungen. Dort, wo so viele Forscher durchgezogen waren, ohne die geringste Spur zu finden, entdeckte Elias Ruinen und grub Inschriften aus. Auch fand er so viele Schalen, Amphoren, Lampen, Totenurnen und Liebesvotive, daß er darüber — wenigstens für den Augenblick — ganz sein Idol vergaß.

Außerdem besaß er in Istar eine lebendige Göttin, und wenn bei der Rückkehr in sein Zelt der Duft ihres Körpers sich in den Modergeruch der Grabmäler mischte, schlief er so glücklich ein, als ob er das Arabien aus unbordenklichsten Zeiten erobert an seinem Herzen halte.

Eines Tages jedoch erwachte der Gelehrte, sehr leicht bekleidet, aber mit bleischwerem Kopfe am Ufer eines Flusses. Er wollte aufstehen, sank jedoch, viel zu schwach, auf sein aus Tamarinden bereitetes Lager zurück.

Um ihn weder Zelte, noch Sand, noch Beduinen.

„Wo sind wir?“ fragte er den zu seinen Füßen kauernenden Elamin kläglich.

„Auf dem rechten Ufer des Jordan.“

„Warum?“

„Weil der Sturwind über die Wüste und Deine Stirn hinwegstrich. Zehn Tage sind es, daß Du von nichts mehr weißt. Ich hielt Dich für tot und erwarte hier die Boten, welche mir eine Tragbahre aus Jerusalem bringen sollten.“

„Und der Stamm?“

„Elamin suchte mit den Schultern.“

„Die Weideplätze sind versengt; er ist fortgezogen . . . weit weg . . . dem glücklichen Jemen zu.“

„Und Istar?“

Elamin geruhte nicht, eine direkte Antwort zu geben. Aber er wandte sich nach einer verblühten Distelstaude um, pflückte einen von den flogigen Köpfen und blies darauf. Hunderte von winzigen, ganz, ganz leichten, kaum wahrnehmbaren Federchen flogen nach allen Seiten hin und verzogen sich noch rascher als ein Rauchwölkchen.

Einen Augenblick folgte Elias ihnen mit dem Blick, dann fielen ihm die Augenlider zu, er stieß einen tiefen Seufzer aus und verlor von neuem die Besinnung. Drei Tage darauf kehrte er mit dem Heidentum im Blute, und dem Geschmack der Wüste auf den Lippen nach Jerusalem zurück.

Dritter Teil.

Jahre waren über Jerusalem hinweggezogen. Manches Mal war es unter dem eisigen Winde, der vom Hermon herbläst, fröstelnd erschauert; manches Mal hatte es unter dem Gluthauche der Wüste lechzend gekuchelt. Den Zeiten der Pilgerfahrten waren Zeiten der Erstarrung gefolgt, den mystischen Weihrauchdüften die Ausdünstungen des ausgeörrten Bodens und der fiebernden Sinne.

Abwechselnd hatte es seinen Rosenkranz gebetet und seine Sutane lustig geschwenkt.

Auch über Elias waren die Jahre hinweggegangen und hatten Silberfäden unter sein braunes Haar gewebt. Zwei senkrechte Falten kreuzten seine hohe Stirn, und unter seinen müden Lidern blickten die schwermütigen, gläubigen Augen mit traurigem, verschleiertem Ausdruck hervor. Aber sein Mund, der jung und rot und fest geblieben war, verriet noch Willenskraft und Lebensfreudigkeit.

Er hatte gelebt; er hatte gestritten.

Er hatte den Wonnerausch eines Gottes wie auch die Leiden eines Gelehrten kennen gelernt.

Eine Welt hatte er geschaffen, sein erträumtes Ziel jedoch nicht erreicht.

Oft seit jenem ersten Male hatte er den Jordan überschritten. Von einem Ende zum anderen hatte er die Wüste durchstreift, das sandige Leidentuch von den Tempeln hinweggezogen und dem Tode seine Geheimnisse entrisen.

Arabien, das sonst so verschwiegene Arabien, hatte für ihn wenigstens gefallt.

Die Nachricht von seinen Erfolgen drang nach Europa. Zwischen zwei Exkursionen in die heidnischen Länder reiste er selbst mehrere Male dorthin, um seine Ausgrabungen zur Schau zu stellen. Sie erregten allgemeines Aufsehen und setzten manche Gelehrtenklause in Verwirrung, denn sie stießen gewisse über phönizische und griechische Altertümer geltende Anschauungen vollständig über den Haufen. Ein großer Gelehrtenstreit erhob sich, bei dem Jamain enthusiastische Parteiläufer und erbitterte Gegner fand. Die Presse brachte längere Abhandlungen darüber, ein Schriftsteller schöpfte hieraus Stoff zu einem neuen Roman und das durch diesen neuen Schwarm von Göttern und Göttinnen lebhaft interessierte Publikum kam dem „jungen kühnen Forscher“ mit großer Sympathie entgegen.

Die Namen Ramos, Moloch, Astaroth kamen in Mode. Und Elias Jamain zur Berühmtheit.

Zeitschriften rissen sich um seine Mitarbeiterschaft, Museen um seine Ausgrabungen; eine Universität trug ihm einen Lehrstuhl an. Aber er verschmähte, aus seiner Beliebtheit und Berühmtheit Nutzen zu ziehen.

Mehrere Male war er von Jerusalem mit dem Vorhabe, sich dauernd in Frankreich niederzulassen, abgereist, stets jedoch wieder zurückgekehrt; sei es nun, daß ihn der großartige, melancholische Reiz dieser toten Stadt gefangen hielt, oder vielleicht irgend ein heidnisches Zaubermittel beherzt hatte, das Moab ihm durch das Gitter seiner Terrasse zunehte.

Es war wirklich ein heidnisches Zaubermittel. Astaroth war es, die ihn immer wieder zurücklockte.

Sie beherrschte sein ganzes Leben, umnebelte sein Gehirn; Jahre fruchtlosen Suchens hatten seine Hoffnung nicht zu erschüttern vermocht.

Denn in ihr lag der Schlüssel zu allen Geheimnissen. Sie allein konnte das Tor der Vergangenheit so weit öffnen, daß alles, was heute noch eine ungewisse Hypothese war, morgen schon, dank ihrem Dasein, zur unumstößlichen Wahrheit wurde. Die Basaltflüde hatten ihm bereits das erste Alphabet der Welt geliefert, mit dessen Hilfe er die anderen Inschriften entziffert und die Sprache rekonstruiert hatte. Noch aber fehlten Daten und Laten.

Was er bis jetzt gesammelt hatte, waren nur unklare Legenden, zweideutige Riten und magische Formeln, die wohl über die Sitten, nicht aber über die Geschichte Aufschluß gaben.

Dagegen würde, nach Elias Vermutungen, die Göttin Astaroth wohl eine Art von Denkmal vorstellen, das nicht allein zur Verehrung der Mondgöttin errichtet war, sondern auch zum Andenken an die moabitischen Könige, die ihre Siege dort einmeißeln ließen. Vielleicht bezeichnete sie einen besonders blutigen, schrecklichen Zeitabschnitt. Wenigstens schienen die Worte des Bruchstücks „Und zu Deinen Füßen erwürgt“ darauf hinzuweisen.

Doch trotz aller Nachforschungen entdeckte Elias sie nicht. Sobald er sich bei den Beduinen nach dem „Glück von Moab“ erkundigte, berührten die Frauen scheu ihre Amulette, während die Männer alsbald sehr ernste Gesichter zogen, sich in ihre Burnusse hüllten und stumm wie das Grab wurden.

Den Amr tat so, als verstehe er ihn überhaupt nicht, Slamin dagegen verstärkte noch seinen Wortschwall und vermehrte seine Gesticulationen und Winkeltzüge. An einem Tage sollte die Göttin sich im Norden befinden, am anderen im Süden; bald sollte sie unter Tempeltrümmern vergraben sein, bald verkehrte er sie auf einen hohen Berg.

Und als Elias, dessen Geduld endlich erschöpft war, ihn eines Tages mit dem Rebolber bedrohte, gestand er zitternd ein, von der Göttin nichts zu wissen, auch nie etwas gewußt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unter singenden Bäumen.

Von Max Wittich.

Das breite Tal am rauschenden Gebirgsbach, durch das ich vom Schienenstrange aus wanderte, war eine Welt des Friedens. Die Reihen duftender Obstbäume hüllten das lange Dorf ein wie der Schleier die Braut; kein sinkendes Blütenblättchen, das nicht in tausend Schallwellen des Vogelgangs, der Daseinsfreude, geschwommen wäre. Sogar das Gewitter, dessen letztes Grollen in den Schwarzwaldbergen verklang, war eitel Segen geworden; es

hatte etwas Verträumtes an sich und war eine laue weiche Frühlingsymphonie, durchwirrt von Sonnenstrahlen und den Farben des Regenbogens, dessen Strahlen — so meinte ich — offenbar vom Himmel gerade in das Seitentälchen herniederbogen, dem ich aus der belebteren Einsenkung an der Bahn über eine sanfte Höhe zustrebte. Das verborgene Ziel meiner Wanderung war ein kleines Wunderland: das Tal der „Libbighüste“, der Leibgebühgäuschen, also der Ruheport der alten Bauern. Da war mir der Regenbogen ein doppelt gutes Zeichen; man nennt ihn hier den Himmelkring, und wo er die Erde trifft, liegt ein goldenes Schüsselchen. Der Finder des Schüsselchens aber ist ein Glückstind.

Also zog ich in das Tal der Libbighüste im Gefühle der Hoffnung, des nahen Himmelringes goldene Schale werde mir, auch wenn ich sie nicht in meinen Besitz bringen könnte, schon durch ihren Gruß Heil bringen in dem Erdenvinkel, in dem sich die Bauern aus dem großen vorderen Tale ihr Libbighüste, den Altensitz, in jungen und guten Tagen bauen. Sie errichteten das Häuschen vorsorglich für die Zeit, in der sie der frischen Jugend ihren Hof abgegeben haben, um die eigenen paar Jährchen in Ruhe und Friede zu verbringen nach einem Leben voll Arbeit und vor einer Zeit des ewigen Friedens. Und während sich hier die ein Leben lang vom Pfluge der Zeit ausgewählte Menschenseele doch auch mal auf sich selbst bestimmen kann und in ihrer besonderen Art frei walten darf, singt drüben bei den Nachfolgern eine junge Mutter das Wiegenlied von den drei Parzen. Denn die drei vollstümlichen Strophen, die in sinniger Weise gerade am Lager des Kindes gesungen werden, weisen auf die Schicksalsfrauen hin, von denen die erste den Faden spinnt, die zweite Stück um Stück abschneidet und die letzte beim Sinnbilde des Todes host:

In Niederland stoch a Hus,
 's lueget dri Jungfraue druz,
 Die erst' spinnet Seide,
 Die zweit' schnidet Thride,
 Die dritt' schnidet Haberstroh, —
 Whüet mir Gott mein Chindle o!

Ein halbes Stündchen beschirmten mich die Blütenbäume, die sich weiß und sauber wie lauter Schneewittchen am Wege ihre flaumigen Nester aufstreckten, und dann hatte ich schon das Seitentälchen vor mir, an dessen Eingang „die dritt“ ihr leeres Haberstroh vorbereitete, um es abzuschneiden mit dem Lebensfaden derjenigen, die hier ihr Libbighüste bewohnen. Schon ein Jahrzehnt, ehe sie in dieses Idyll des Tannenaushens und Quellengemurms und des langsamen Schwimmens der Auerhühner durch die würzige Luft gehen, errichten einzelne Bauern hier ihren Ruheplatz. Ich hause nun ein paar Tage in einem der von ihren Erbauern noch nicht bezogenen Hütchen und sehe die Sonne und die Schatten kommen und gehen. Das goldene Schüsselchen, aus dem der Regenbogen steigt, habe ich nicht gefunden; doch seine geheime Macht scheint das Herz meiner neuen Nachbarn geöffnet zu haben, auf daß sie es mir ausschütten in diesen Frühlingstagen — unter singenden Bäumen. Denn wie die weißen Schalen und die rosigen Mandeln und die hellpurpurnen Pfirsichbäume hier, in dieser bienenreichen Landschaft, gesungen haben würden, so klingt jetzt aus den Zwetschen- und Pflaumenbäumen zu unseren Häuptern ein leises Getöse, und ich plaudere unter diesen Riesensträuchen mit den Bewohnern der Libbighüste von ihren Romanen. Während die Bienen, deren Schwärme die Blütenüberladene Krone des Baumes singen lassen wie einen feinen fernen Chor, über uns Süßigkeiten sammeln, naschen wir unter ihnen von guten und von bitteren Früchten des Lebens alter Menschen.

Einer, der nicht aus der Erde dieses Tales der Libbighüste gemacht ist und doch zu dieser Erde werden wird, ist ein Maler aus der Ferne. Vor Jahren ist er, so erzählen die Leute, studienhalber in das große, vordere Tal gekommen, und damals war er „recht“, wie die anderen auch. Zeitweise ist er damals verschwunden, zeitweise hat ihn auch die Bahn eines weiblichen Besuches zugeführt, und eines Tages hat er diesen Besuch als seine Genossin für das ganze Leben mitgebracht. Aber nicht im Dorfe, unter den schlaffenden Menschen, ist er jetzt geblieben, sondern er hat ein verlassenes Libbighüste gemietet, und hier, in der Einöde, haust er jahraus, jahrein. Selbst seine Nachbarn wissen nicht, wovon das einsiedlerische Paar lebt, wer für des Leibes Nahrung und Notdurft sorgt. Auch frühere alte Bekannte finden keine Gelegenheit, einen Besuch in dem Häuschen abzustatten; sobald die Bewohner „Lunte riechen“, werden die Ankömmlinge unter der Haustür abgesetzt. Und wenn es wahr ist, daß ihn die Leute als „den Fleiß selber“ gekannt haben und daß sie „die Schönheit selber“ war, was hat sie getrieben, alle Welt zu fliehen und eine Robinsonade aufzuführen?

In einem anderen Hütle wohnt d e r Marie. Es gibt in dieser Gegend viele Menschen weiblichen Geschlechts, denen das männliche „der“ zugesprochen wird: die Grete wird zu d e m Gret, wenn sie alt und verlassen dasteht, die Cäcilie wird zu d e m Cäz, usw. Einen greifen Gret z. B. kenne ich schon lange persönlich. Mit dem Marie hat es eine andere Bewandnis; er ist nicht durch das Alter zu der Umwandlung gekommen, sondern er ist ein wirklicher Mann und hat seinen weiblichen Vornamen in der Stadt erhalten, seinen Haushältertugenden zu Ehren. Er hat noch heute, trotz seiner 70 Jahre, die Gewandtheit des Weibes; auch sein „Rundhäud“ ist noch alleweil fidel, obwohl mancher Redekrom über die Lippen geflossen ist. Der Marie ist der ehemalige Martin von dem Kirchbauertshof und spätere Kirchbauer. Sein Vater hat zwei Söhne gehabt, und der Martin

ist der älteste. Die Bauern vererben ihr Gut hier nicht, wie in anderen deutschen Gegenden, auf den ältesten, sondern auf den jüngsten Sohn. Den Martin, der zwei Brüder über sich sieht, packt als zwanzigjährigen Menschen die Lust, nicht mehr den Knecht des Vaters und des Bruders zu spielen, sondern sein Geschick selber zu lenken. Er sieht in den Revolutionsjahren die Preußen durch das Thal ziehen, hört Vieder singen, wie er sie nie vernommen hat, schnürt sein Bündel und geht auf gut Glück nach der Stadt, guter Dinge, obwohl ihm der Vater voraus sagt, er werde nicht anders heimkommen als mit einem „Verruchtenopp“. In der Stadt findet der Martin keine Stellung als Kutscher bei „Herrelit“, auf die er's abgesehen hat, sondern er wird Hausknecht in der „Taube“. Aber er ist bald mehr; der erklärte Dieblich alles Weibervolles der Küche. Er spielt den Koch, so oft er Zeit hat, und kauft auf dem Markt billiger und schneller ein als die Mägde, bei seinen Bekannten, die ihn zum Wohlgefallen des Wirtes an den Markttagen auch an der Stätte der Erquickung besuchen. So steigt er weiter im Ansehen und wird Oberbefehlshaber über das gesamte Küchenpersonal. Alle Einkäufe besorgt er auch ferner selber, er läuft ohne Unterlaß durch die Gassen zum Bäcker, Metzger und Kaufmann, die Zupfelmilch auf dem Kopfe, das Körbchen am Arm. Bejn Jahre ist er auf dem Posten; für alle Gäste der „Taube“ und fast für die gesamte Bürgerchaft ist er der Marie geworden. Da rafft der Senfemann daheim seinen Bruder fort. Der Marie wird heimgesungen, bindet die Küchenschürze ab, hängt das Körbchen an die Wand, und pflichtbewußt, wie er ist, wankert er drei Tage und drei Nächte, bis er wieder auf der ihm vertrauten Erde steht. Als die Sonne eben aufgegangen ist, langt er vor dem Dorfe an. Es ist Frühjahr, und durch die meisten Felder ist längst der Pflug gegangen; nur einige Acker des Kirchbauern sind noch unbearbeitet, und der Pflug liegt ungebraucht am Raine. Der Lob hat diesmal die Sense geschwungen, ehe noch recht angebauet war.

Neben einem der unbearbeiteten Acker ist schon ein Mädchen mit der Sichel tätig, des Mattenbauers Theres, eine Schulkameradin des Marie. Trotz der langen Trennung erkennen sie sich sofort; er geht ohne Umstand auf sie zu und fragt, ob sie ihm das Feld pflügen helfen wolle, da kein Stündlein Zeit zu verlieren sei. „Soll ich sicher!“ antwortet sie. Der Marie spannt den Ochsen von ihrem Wagen, legt ihn an den Pflug und beginnt die Arbeit, ohne noch einen Blick in seinen nunmehrigen Hof getan zu haben. Wenn er schon „Bur“ sein solle, wolle er erst erproben, ob er noch „buren“ könne, sagt er. Als er vor Hunger nicht weiter kann und ein Stück ihres Brotes verzehrt, packt das Mädchen den Pflug und lenkt ihn, bis der Rest des Ackerstückes nach frischer Erde duftet. Der eben der städtischen Küche entronnene Mann prüft ihre Arbeit, verspricht ihr, bei nächster Gelegenheit auch ihr zu helfen, und sie ziehen miteinander ihren Höfen zu. Nach einigen Tagen schon steht er im Sternenscheine vor ihrem Fenster und wirbt mit dem alten Besang:

„Was sage denn die Leut,
Daf uns das Lieben so freut?“

Und sie sagt ihm die Antwort:

„Die Leut sage allezeit:
's Liebe geht weit und breit!“

Ein paar Monate darauf wirtschaften der Marie und die Theres als Mann und Weib. Jetzt ist der Marie ein Greis, dessen Sohn auf dem schönen Bauernhose schafft und dem das Libbighütle eine Wohlthat ist. Die dienstwillige Pflügerin hat Mutter Erde längst als ihr müdes Kind zugegeben zum gemeinsamen Schlummer mit anderen Mäuden. Und wo den Marie ausforscht, ob er den damaligen schnellen Entschluß, der Theres Schicksal und seines zu verketten, nie bereut habe, erhält die Antwort: „Ja neil! Selle ich die Best gii!“ —

(Nachdruck verboten).

In Skender Agas berühmtem Han.

Von Roda Roda.

Auf der Höhe der Krassjema Gora, dem Königsberge, den das lange Thal der Tara vom montenegrinischen Drobnjak trennt, im Passe von Dragaschi, steht Skender Agas berühmter Han.

Was ein Han ist? Das Wort stammt aus dem Persischen, wo es „Hann“ lautet, und der Name ist das einzige, was sich auf dem Wege vom Euphrat an die Drina geändert hat.

Ein Han ist ein eingezäunter Platz, dazu ein Schuppen von Holz, eine elende Hütte ohne Herd und Rauchfang, ein Tor. Und wenn das alles fehlte — der Schuppen, die Hütte, das Tor, ja selbst die Einzäunung — es wäre immer noch ein Han, ein türkisches Einkerkhaus.

Es brauchte nur ein Windschirm aus Zweigen da zu sein, ein Mann mit wettergebräunten Jügen und weiten Pluderhosen, eine Kohlenpfanne, eine Kupferkanne, Tabak und Kaffebohnen.

Skender Agas Han ist aber kein gewöhnlicher Han. Er ist ob seines Komforts berühmt. Hat er doch einen gestampften Lehm boden, eine Feuerstelle und eine Pritsche, die an den ruhigen Wänden hinauft.

Und drinnen am Feuer sitzt der ansehnliche Wirt und paßt mächtige Wollen, ihm zur Rechten und Linken zwei Reisende, wie er, mit untergeschlagenen Beinen.

„Wie geht's Dir, Godja, der Friede Allahs sei mit Dir!“ begrüßt der Wirt nach minutenlangem Schweigen.

„Gut, Dank dem Ewigen!“ —

„Und Dir, Schlaufuchs? Auch mit Dir sei der Friede Allahs!“ sagt der Wirt herablassend dem anderen, einem Zigeuner.

„Gut, Dank dem Ewigen!“

Dann schweigen sie wieder einige Zeit — es ist ein morgensländisches Gespräch.

„Und wie geht's Dir abermals, Godja — der Friede Allahs sei mit Dir —?“

„Gut, Dank dem Ewigen!“

Nach einer neuen Pause fährt der Hausherr fort:

„Und was hat Dich in die Gesellschaft dieses Schlaufopses gebracht, frommer Sohn?“

Der Godja (Priester) schweigt.

„Ist er etwa ein Schlaufopf, der Zigeuner? Ihrer einer hat einst den Sultan betrogen.“

Die Gäste horchen auf. Denn nicht die Pritsche allein macht den Han Skender Agas berühmt, sondern auch des Wirtes Erzählungen, mit denen er die Gäste unterhält, er, der reiche Moslim, der seinen Han nur aufgetan hat, um immer Gesellschaft zu haben.

„Ja — da war einmal ein Zigeuner, listig wie Du und alle Deines Stammes, der an nichts anderes dachte, als die Welt recht zu betrügen. Er hörte einst, daß der Sultan — dewleti ali, gnädige Hoheit! — einen Schmied brauche, der die kaiserlichen Pferde mit Gold beschlagen sollte — und ging schnurstracks nach Stambul in den Serail und bot dem Sultan — dewleti ali — seine Dienste an.

„Was verlangst Du an Lohn?“ fragte der Beherrscher aller Gläubigen, die ihm von Allah Gutes wünschen.

„Ich, geehrter Sultan, heiße keinen anderen Lohn als den: Du mögest befehlen, daß mir jeder, der sich vor seiner Frau fürchtet, öffentlich zwei Para geben muß.“

Der Sultan ist lachend einverstanden und gibt ihm den Freibrief, daß er öffentlich von jedem, der sich vor seiner Frau fürchtet, zwei Para verlangen dürfe.

Der Zigeuner geht an seine Arbeit. Nach einigen Tagen tritt er wieder vor den Herrscher und ruft aus voller Kehle: „Padijschah! Ich hab Dir zu Deiner Freude ein Mädchen gebracht, an die fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, vierzig Ola schwer und rosig wie eine See.“

„Sprich leise, Unglücksmensch“, flüstert der Sultan, „meine Frauen könnten Dich hören!“

„Zwei Para, Padijschah! Zwei Para!“ Und der Zigeuner tanzt vor Freude auf einem Bein.

Da hat der Sultan seinen Freibrief um schweres Gold zurückgekauft.

Als sich das Lachen gelegt hatte, begann der Godja: „Wie sollte ein Zigeuner nicht den Sultan betrügen können, hat doch ein Zigeuner einmal den heiligen einzigen Muhammed selber betrogen. Und das war so:

Die Stute Sakkawi, der Allah das Glück beschieden, seinen Abgesandten tragen zu dürfen, hatte ihre Hufeisen verloren, und ein Zigeuner, der am Wege lagerte, hatte sie beschlagen.

Da wollte ihm Muhammed — alejhi selam we sellem — zahlen, er aber saim, wie er den Abgesandten betrügen könnte.

„Eh, mein goldener Heiliger“, begann er, „wenn Du errätst, was man zu einem gut beschlagenen Pferde braucht, zolle mir Deinen heiligen Dank. Errätst Du aber nicht, dann zahle für jeden Nagel so viel, wie andere für ein Hufeisen.“

„Gut“, sprach Muhammed — alejhi selam! — „ist das so schwer zu erraten? Zu einem gut beschlagenen Pferde braucht man vier Eisen und vierundzwanzig Nägel, Hammer und Zange. Hab' ich's erraten?“

„O nein, Heiliger! Sieh her — ist Dein Pferd gut beschlagen?“

„Es könnte gar nicht besser sein!“

„Nun sieh — braucht es Eisen? Nägel? Zange? Hammer?“

Stumm griff Muhammed — alejhi selam! — nach seinem Beutel und zahlte so viel, wie sonst sechs bezahlen.“

Die beiden Moslim schmunzelten, während der Zigeuner lebhaft lachte.

„Eh, da weiß ich einen besseren Schwanz!“ rief er. — „Nallen da eines Sommertages die Heuschrecken in die Saaten. Zuerst fressen sie des Popen Garten kahl und jetzt hausen sie in dem des Richters. Man läutet die Sturmglocke, das ganze Dorf strömt mit Haden und Schaufeln, Ägeln und Sägen herbei, um Gräben zu ziehen und Holz fürs Feuer zu bereiten. Mit den anderen der Entel meines Großvaters, der's schon lange auf den Richter abgesehen hatte.

„Ruhig Blut, Kinder“, mahnt der Richter. „Bleibt alle draußen vor dem Garten, bis ich „Sturm!“ rufe. Dann aber stürzt herein und tötet von den Heuschrecken so viele wie möglich.“ — Als der Richter „Sturm!“ ruft, sikt ihm eine Heuschrecke gerade auf der Stirne. Nun, hat sie mein Verwandter mit der Ät erschlagen, freilich den Richter dazu. — Während die Männer drinnen über die Heuschrecken herfallen, sammeln sich vor der Gartenmauer die Weiber.

„Nun, wie steht der Kampf?“ fragt eine von draußen, des Richters Frau. — „Gut, Gottlob!“ schreit mein Verwandter. „Bisher ist einer von den Feinden gefallen und einer von den Unfern.“

„Darum hat Dein Verwandter nicht wohl getan“, sagt Skender Aga und schüttelt das greise Haupt. — Nach einer Weile fährt er fort: „Da weiß ich eine schönere Geschichte von zwei Zigeunern.“

die in einem Bette schliefen. Diebe kamen in die Hütte, und der erste Zigeuner weckte leise den zweiten: „Am Himmelswillen, Bruder, sei still, Diebe sind da.“ — „Was — still? schrie der andere. „Nach Lärm, vielleicht erschrecken sie und essen etwas fallen.“ — „Ei, ei, Effendim,“ meinte der Zigeuner, „wer wird in eines Zigeuners Hütte stehlen kommen?“

„Wieder ein Zigeuner, mein Sohn.“

„Effendim,“ rief der Zigeuner beleidigt, „hat man je gehört, daß einer unseres Stammes gestohlen hätte?“

„So höre eine Geschichte,“ sprach der alte Moslim. „Da standen auf dem Markte zu Sarajevo zwei Deines Stammes, beide aus Ilidje gebürtig, und verkauften Körbe. „Hier, Ihr Leute, kauft,“ rief der eine, „dreißig Para das Stück!“ — „Fünfzehn Para das Stück!“ der andere. — Als der Markt zu Ende war und beide ihrer Erlös in der Schänke vertranen, sprach der erste: „Wie stellst Du es an, o Rom“, daß Du die Körbe so billig abgeben kannst? Ich stehle die Ruten und kann meine Körbe doch nicht für fünfzehn Para anbieten.“ — „O Rom,“ entgegnete der andere, „ich stehle eben die fertigen Körbe.“ — Nun siehst Du wohl, daß Ihr stehlt?“

Da lachte der Godja, daß ihm schier die Rippen sprangen.

„Ja, die Zigeuner sind Füchse! Und doch hat ein Rechtgläubiger einen von ihnen überlistet.“

„Erzähle, Effendim,“ drängte der Zigeuner.

„Das geschah so: Auf dem Landgute des Hamzi-beg zu Vanjalu weideten drei ihre Pferde: ein Moslim, ein Rajah und ein Zigeuner. Hamzi-beg sah sie und lief schnell hin. — „Deute,“ rief er, „wo nehmt Ihr die Weiderei her, auf fremder Wiese zu weiden? Ich wundere mich nicht über den Moslim, denn es ist türkischer Grund, noch über den Schwaben, denn er ist unser Bruder. Aber über Dich, Du Zigeuner! Haltet ihn Ihr zwei, damit ich ihm ein paar mit der flachen Klinge herunterfäble.“ Des Vags Wille geschah — „Und Du, Rajah! Du lebst in türkischem Land — weißt Du nicht, was türkischer Boden ist? Haltet ihn Ihr zwei, damit ich ihm ein paar mit der flachen Klinge herunterfäble.“ Der Moslim und der Zigeuner hielten ihn. — „Höre auch Du, Türtle! Hast Du weder Kor'an noch Tschahab gelernt, daß Du so schlecht bist, wie die zwei? Bei meinem Barte, Du bist der ärgste Sünder unter allen, Du hast sie sicherlich angepöbel! Haltet ihn Ihr zwei, damit ich auch ihm ein paar mit der flachen Klinge auffäble.“

„So ist ihnen recht geschehen!“ sagte Skender Aga.

Der Zigeuner darauf: „Freilich ist ihnen recht geschehen, denn man soll nicht auf fremdem Felde weiden. Doch Du hast behauptet, Godja, ein Moslim hätte einen Zigeuner überlistet?“

„Natürlich hat er das, da doch ihrer drei waren und hätten den Weg leicht bändig können, wenn sie einig gewesen wären.“

Sie starzten ins Feuer, bis der Zigeuner wieder anfing: „Das war auch zu der Zeit, da der Schwabe noch nicht im Land war. . . Da betrog ein Zigeuner den Kadi von Livno. Und ein Kadi ist doch wahrlich nach dem Musti der Klügste Mann im Glauben. Der Zigeuner ließ sich von Hadji Schemji einen Pflaumenkessel und sollte ihn in sieben Tagen samt einem Geschenke wiederbringen.

Am dritten Tage kommt er schon: „Weißt Du was neues, Hadji?“

„Was denn?“

„Denke Dir das Glück! Dein Kessel hat zwei kleine Kesselnchen bekommen.“ Damit überreicht er sie ihm. Der Hadji nimmt sie lachend; er meint, sie seien das versprochene Geschenk.

Am siebenten Tage kommt der Zigeuner wieder. — „Weißt Du was neues, Herr? Dein Kessel ist gestorben.“

„Keine Späße, bei Deinem Glauben! Wie kann ein Kessel sterben?“

„Wie sollte er nicht sterben können, da er doch alt ist und Kinder hat?“

Da mußte der Hadji lachen und schenkte ihm den Kessel.

Der Zigeuner hatte kaum geendet, als der Godja eifrig einfiel: „Ihr seid bei weitem nicht die Klügsten, und viele von Euch haben schon recht unklug gesprochen. — Da hatten einmal einige von Euch ein Gewehr gestohlen. Man brachte sie vor den Richter und ihren Aeltesten mit als Zeugen. „Was tanntst Du beeden?“ fragte der Richter. — „Ja kann beeden,“ antwortete der Aelteste, „bei Gott und allen Heiligen, daß das Gewehr immer meinem Vetter gehört hat. Ich habe es bei ihm schon vor vielen Jahren gesehen, als es noch eine ganz kleine Pistole war.“

„Gute Schwänke reizen zum Lachen,“ sagte der Godja wieder. „Aber sprich, Aga — Gott gebe Dir ein langes Leben! — Hast Du für uns Wanderer nichts zu essen?“

„Ich will sehen, was ich für Dich finde, Godja,“ antwortete der Wirt, unmutig darüber, daß man ihn an seine Pflicht gemahnt hatte, und schritt hinaus. — Er kam auch nicht wieder.

Sein Hirt brachte ein Huhn, schlachtete es, begann es zu rupfen und suchte eine Rute zu einem Spieß.

„Wie wäre es, Zigo,“ sagte der Godja, „wie wäre es, wenn wir vor dem Mahle ein wenig schliefen? Ein Huhn ist zu wenig für uns beide. Laß hören, wie wie es teufel! Wer jetzt einschlief und schöner träumt, der mag das ganze haben. — Bist Du's zufrieden, Zigo?“

*) „Rom“ — in der Zigeunersprache „Mensch“. — So sprechen sich die Zigeuner untereinander in aller Welt an.

Der Zigeuner nickte, und der Godja freute sich. Er gedachte, ihn mit seinem Traume zu übertrumpfen.

Sie legten sich auf das harte Lager, der Godja, der schlafen wollte, mit dem Gesichte zur Wand, der Zigeuner verkehrt, so daß er das Feuer, an dem das Huhn briet, anblinzeln konnte.

Als es gar war und der Godja schnarchte, ließ er sich's schmecken.

„Nun, Zigo,“ rief der Moslim im Erwachen, „was ist's mit Dir? Wo bist Du? Erzähle Deinen Traum!“

„Ach, erzähle Du zuerst, Effendim!“

„Gut. — Mir träumte, Mohammed — alejhi selam! — ließ mir vom Himmel eine seidene Leiter mit Rubinprossen herab, und ich stieg empor. Am Tore erwartete mich der Abgesandte Gottes wie eine Mutter ihren lieben Sohn erwartet, und brachte mir Scherbet, einen Tschibuk von Rosenholz mit einem Perlenkopf daran —; dann kamen die Houris und umarmten mich und gaben mir allerlei Süßigkeiten und eine goldene Keule, die sollte ich tragen und alle Ungläubigen damit erschlagen. Aber ich nahm sie nicht, weil sie mir zu schwer war und ich fürchtete, mit dieser Last zu spät zu unserem Braten zu kommen.“ Des Godjas unruhiges Auge irrte umher und suchte das Huhn.

„Bei Gott, Effendim,“ rief der Zigeuner, „Du hättest die Keule ruhig nehmen können! Denn, um Dir die Wahrheit zu gestehen: Als ich Dich auf der seidnen Leiter mit den Rubinprossen zum Himmel ansteigen sah, dachte ich mir: der Abgesandte wird doch seinen frommen Sohn, der zu ihm zu Gast kommt, nicht unbewirtet entlassen? Und — ich ah das Huhn!“ —

Kleines Feuilleton.

— **Chemische Analyse alter Metallgeräte.** Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Der Leiter der französischen Ausgrabungsarbeiten in Persien, der Archäologe Morgan, hat von Vertelot eine Anzahl metallner Gegenstände, die bei den Ausgrabungen auf der Akropolis von Susa, der alten Residenz der persischen Könige, gefunden wurden, auf ihre chemische Zusammensetzung hin untersuchen lassen. Die Akropolis von Susa wurde nacheinander von den Elamiten, den Achämeniden, den Partthern, den Sassaniden und schließlich von den Arabern bewohnt. Die Vertelot übergebenen Gegenstände stammen zum größten Teil aus den untersten Schichten der elamitischen Periode, d. h. aus der Zeit vor 750 vor Christi Geburt. Ein anderer Teil wurde in den Trümmern eines dem Gotte Sufinal geweihten Tempels (10. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung) gefunden, und ein Stück trägt eine Inschrift mit dem Namen eines Königs Silhol (zwischen 1000 und 750 vor Christi). Die von Vertelot in Gemeinschaft mit dem Chemiker G. André untersuchten Metallstücke stammen von silbernen Vasen, kupfernen und bronzernen Geräten. Die chemische Untersuchung hat nun, wie das „Journal des Débats“ berichtet, folgendes ergeben: Das Silber der Vasen war zu einem Fünftel seines Gewichtes mit Kupfer legiert. Außerdem war dem Silber noch Gold beigemischt, das wahrscheinlich noch aus dem verwendeten Erz stammte, da man es bis zum sechsten Jahrhundert vor Christi nur unvollkommen verstand, das Gold vom Silber abzuscheiden. Die von einem Grabdenkmal herrührende Bronze hatte folgende Zusammensetzung: Kupfer 82,7 Teile, Zinn 13,9 Teile und Blei 3,4 Teile. Hingegen bestand die Bronze eines in einem Steinbecken gefundenen Rüstchens sowie die mehrerer Vasen aus Kupfer, Zinn und Eisen, und bemerkenswerterweise fand man darin auch Spuren von Nickel. Dies ist besonders aufgefallen, weil in dem früher von Vertelot untersuchten alten Metallgeräten, die aus Ägypten und Chaldäa stammten, keine Spur von Nickel gefunden wurde. Wahrscheinlich war das Nickel dem verwendeten Kupfererz beigemischt, das in den Bergen in der Nähe von Susa gefunden wurde. Schließlich bestand die Spitze eines Wurfspießes aus Kupfer und Zinn mit einigen Spuren von Eisen. Dieser Wurfspieß ist wegen seines hohen Alters von besonderem Interesse, denn er muß seiner Zusammensetzung wegen noch aus prähistorischen Zeiten stammen, da in den eigentlich historischen Zeiten bei der Herstellung von Waffen das Kupfer bald vom Eisen verdrängt worden ist. Wahrscheinlich ist dieser Wurfspieß nicht durch Guß, sondern durch kräftige Drehung aus einer drei bis vier Millimeter dicken bronzernen Platte angefertigt worden, wie sich aus einigen Rissen im Metall zu ergeben scheint. —

Humoristisches.

— Darum. „Ich begreife nicht, daß der Chef jetzt immer so schlecht aufgelegt ist!“

„Ich schon! Er hat mir nämlich versprochen, daß er mich aufbessert, wenn er einmal gut aufgelegt ist!“

— Passend. „Wie lebt unser erster Liebhaber in seiner Ehe?“

„Berufsgemäß: Er macht ihr Vorstellungen, sie ihm Szenen.“ —

— Vorlaut. „Kellnerin, schnell noch a' Maß — mei arm's Suberl hat noch gar so an' argen Durst!“

„Gar kein' Durst hab' i', Wata!“

„Hab' i' Di' g'fragt, Lausbus?“ —

(„Fliegende Blätter.“)